

Dresdner Journal.



Herausgegeben von der Königl. Expedition des Dresdner Journals, Dresden, Große Zwingstraße 20. — Fernspr.-Anschluß Nr. 1295.

Bezugspreis:
Einem Besizer durch die
Postanstalt in Dresden
2,00 M. (einschl.
Zustellung) durch die Post
in anderen Städten 3 M.
(einschl. d. d. Postgeb.)
Einsende-Karten 10 Pf.
Wird Zustellung der für
die Expedition bestimmten,
aber von dieser nicht ein-
geforderten Beiträge bean-
sprucht, so ist das Postgeb.
beizufügen.

Werbungskosten:
Die Preise seiner Schrift der
7 mal gepulverten Aufdruck-
weise über deren Namen
20 Pf. Bei Zehlfach
und Fünftel 5 Pf. Nachtrag
für die Heile. Ueberm. An-
schreiben (Einschl.) die
Zerlegung unter d. d. d.
beim Namen 50 Pf.
Werbungskosten bei
anderer Zustellung.
Annahme der Anzeigen bis
mittags 12 Uhr für die nach-
mittags erscheinende Nummer.

N 156.

Sonnabend, den 8. Juli nachmittags.

1905.

Amtlicher Teil.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst ge-
rathet, dem Bureauvorstand bei der Oberrechnungs-
kammer Oberrechnungspfeifer Eduard Röder den
Titel und Rang als Rechnungsrat zu verleihen.
Se. Majestät der König haben dem Hofrath
Martin Lorenz in Zittau das Prädikat „Königlicher
Postreferendar“ Allergnädigst zu verleihen geruht.

Ernennungen, Beförderungen etc. im öffent- lichen Dienste.

**Im Geschäftsbereich des Ministeriums des
Innens und öffentlichen Unterrichts.** Zu Belegen:
Die oberste Schulbehörde in Wiesenburg.
Wesener: Die oberste Schulbehörde. Kaiser 30 M. für Lern-
unterricht und 200 M. für Schulgebäude. Grundbesitz 12000 M.
Besuche und unter Leitung des hiesigen Schulraths, und
Königlicher Schulraths, sowie eines Militärkommandanten
Nr. 24. Die beiden Schulinspektoren für Zwickau II,
Dr. Scherff, einzusetzen.

(Beide. Beförderungen erscheinen auch im Einzelteile.)

Nichtamtlicher Teil.

Die auswärtige Politik der Woche.

Einem Blick besonderer Aufmerksamkeit verdient
in dieser Woche jener gewisse Teil der englischen
Presse, der nicht müde wird, bei den Franzosen
und auch noch anderswo in der Welt die Vorstellung
lebendig zu erhalten, daß Kaiser, Volk und öffent-
liche Meinung in Deutschland von einer starken
Kriegsmacht gegen Frankreich erfüllt seien und die
gegenwärtige allgemeine politische Lage zu bemerken
gedächten, um dem deutschen Übermut weitesten Spiel-
raum zu verschaffen. Ein Ausfluß solchen Trachten
wäre es gewesen, das englisch-französische Abkommen
von 1904 hinsichtlich zu machen, wie überhaupt die
entsetzliche cordiale zwischen Großbritannien und Frank-
reich auszunutzen. Derartige Behauptungen
müssen als lässlich ebenso verkehrt wie in ihrer
letzten Hinsicht gefährlich abgetan werden.
Deutschland hat seinen Anlaß, Mächtegruppierungen
zu hören, solange diese dem von ihnen mehr oder
weniger feindselig verhaltenen Zweck der Friedens-
erhaltung bez. Friedensstärkung getreu bleiben. Wir
haben den franco-russischen Zweideutigkeit sich entwickeln
sehen und diese Entwicklung nicht zu hemmen ge-
wünscht, wobei sich schließlich ergab, daß unsere Haltung
um so berechtigter war, da der Zweckbund der fran-
zösischen Reconquista nach und nach festeln anlegte.
Fremdenpolitik hat es Deutschland dem mit ihm ver-
bündelten Italien verweigert, daß das appenninische
Königreich eine nähere Freundschaft zu Frankreich er-
strecke und erreichte. Des Kaisers Wort von der
Eratour, die der Mann seiner Frau, ohne einen
roten Kopf zu kriegen, erlauben muß, ist noch un-
vergessen. Und die Erneuerung des Dreibunds
wie des deutsch-italienischen Handelsvertrags
hat den Beweis geliefert, daß die Grundlage
des deutsch-italienischen Freundschaftsverhältnisses
trotz allem Verdrüberungsabwärtigen in Paris
und in Rom unerschütterlich blieb. Fügig machte
und auch die Erkenntnis keine Kopfschmerzen,
daß der frühere Minister des Auswärtigen Hr. De-
cassé eine anglophilie Politik begann und die be-
kannnte Annäherung erreichte, die in dem April-
abkommen vom Jahre 1904 ihren Ausdruck fand.

Als dann aber die entsetzliche cordiale jenes deutsch-
feindliche Gesicht erhielt, das ihr Hr. Decassé zu
verleihen beliebte, und als sich zeigte, daß die fran-
zösisch-englische Annäherung von der Leitung der
französischen Außenpolitik benutzt wurde, um
Deutschland in eine Position völliger Vereinamung
zu bringen, da wurde deutscherseits dafür gesorgt, im
Paris wissen zu lassen, daß unsere Gebuld eines
Tages am Ende sein könnte und wir die kriegerischen
Konsequenzen nicht fürchten würden, die Hr.
Decassé aus seiner Freundschaft zu England zu
ziehen gedächte. Der Erfolg ist bekannt. Wir sind
mit ihm zufrieden. Gegen eine britische Orientierung
der französischen Politik zu Zwecken, die innerhalb
der Interessengebiete beider Völker geblieben wären,
hätten wir nichts einzuwenden gehabt; sie wäre eine
Privatsache zwischen Paris und London gewesen.
Eine solche Politik mag die dritte Republik auch
sicherlich treiben. Es ist uns sicher nicht darauf
angekommen, Frankreich in solche Beziehungen zu
Deutschland zu bringen, welche die Franzosen ihre
Unabhängigkeit gelost hätten. Nicht minder hal-
los ist die besonders vom „Standard“ verfolgte
Ansicht, Deutschland betreibe die internationale
Marokkopolitik nur darum so eifrig, weil wir
hofften, auf diese Weise die französisch-englischen Ab-
machungen über das Scherische Reich nicht zu
machen; vom britischen Standpunkte müßte deshalb
die Konferenz vermieden werden. Dem Londoner
Blatt scheint hierbei ein wichtiger Punkt aus dem
Gedächtnis geschwunden zu sein. Haben wir doch
angezählte Male in der englischen Presse ver-
nommen, daß England seinem französischen Freunde
in Marokko völlig freie Hand lasse und selbst
dort uninteressiert sei. Ist dies richtig, so
muß es Großbritannien sehr auch einseitig sein,
mit welcher dritten Macht sich Frankreich über
marokkanische Dinge verständigt. Weiter weiß man
gerade aus Versicherungen der britischen Regierung,
daß die englisch-französische Marokko-Übereinkunft dem
Rechten und Ansprüchen anderer Mächte vornehmlich
keinerlei Abbruch tun soll. Es kann mithin diese
Übereinkunft dadurch nicht berührt werden, daß sich
die Mächte über etliche marokkanische Fragen auf
einer Konferenz verständigen.

In diesem Sinne sind auch wohl die von dem
„Petit Parisien“ im Laufe dieser Woche mitgeteilten
Punkte anzufassen, die der deutsch-französischen
Verständigung zugrunde liegen sollen. Sie be-
zeichnen nur ganz allgemein Angelegenheiten, die
schon bekannt sind, und deren Befähigung für
Deutschland eigentlich als selbstverständlich gelten
muß. Die Unversehrtheit Marokkos sowohl wie die
Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultanats
von Marokko haben wir seit als die Voraussetzung
für die Lösung des marokkanischen Problems be-
zeichnet. Desgleichen wird die Achtung aller zwischen
Marokko und den Mächten geschlossenen Verträge zu
gewährleisten sein, sofern diese den bekannten Grund-
satz der offenen Tür nicht verletzen. Daß ferner
das französisch-englische und das französisch-spanische
Abkommen seinen Eintrag erhält, ergibt sich
aus den vorhin dargelegten Gründen. Und was
endlich die Anerkennung besonderer Rechte Frank-
reichs im Hinblick auf die algerisch-marokkanische
Grenze betrifft, so bemerken wir schon in unserer
vorigen Übersicht, daß Deutschland hier keinen Anlaß
zu Einwendungen findet. Das sind die Punkte des
„Petit Parisien“, die nur von sehr ferne her die
diplomatische Festschreibungen zwischen Deutschland und
Frankreich andeuten dürften. Aber darüber, daß
Deutschland von Frankreich keine besonderen Vorteile

erpreßt und Frankreich nicht zur Aufgebung be-
rechtigter Interessen gezwungen hat, könnte die
offizielle Mitteilung des „Petit Parisien“ die Londoner
Blätter immerhin betocht haben, wenn diese sich
überhaupt belehren lassen wollten. Vielmehr wird
man in der Meinung wiederum bekräftigt, daß ein
Teil der englischen Presse die Verständigung zwischen
Berlin und Paris um jeden Preis verhindern will.
Besonders drücklich kommt die hierauf abzielende
Stimmung in einem Aufsatz der durch ihre Hesperien
gegen Deutschland berühmten Zeitschrift „National
Review“ zum Ausdruck. Da wird die haltlose Ver-
dächtigung von der Kriegsklausel des Deutschen Kaisers
besonders die unterstrichen, das lächerliche Wort
von einer „Potsdamer Gefahr“ geprägt und schließlich
zur Gründung eines „großen Friedensbundes“ auf-
gefordert, der berufen sein müßte, den Ehrgeiz Sr.
Majestät des Kaisers zu zügeln. Wo in bestimmten
Kreisen des britischen Volkes die Meinung ganz
notorisch ist, einen Seetrag zur Vernichtung der
deutschen Flotte herauszubekommen, wo ferner er-
st kürzlich den Engländern von etwelchen Pariser Zeitungen
vorgehalten wurde, daß die britische Publizität nichts
anderes bezwecke, als Frankreich in den Krieg mit
Deutschland hineinzutreiben, damit England den ge-
bührenden Nutzen hätte, — da muß es doch geradezu
grotesk anmuten, wenn ein Organ von der Beschaffen-
heit der „National Review“ eine Friedensbedrohung
durch den Deutschen Kaiser an die Wand malt!
Zum mindesten etwas eigenartig hat es übrigens
in Deutschland berührt, daß ein für offiziös gel-
tendes römisches Blatt, die „Tribuna“, jüngst sich eine
ganze Reihe von Unfreundlichkeiten gegen das
Deutsche Reich geleistet hat, die beinahe auf dem-
selben Breiten standen wie die Verleumdungen der
„National Review“. Besonders — unterrichtet er-
wie sich die „Tribuna“ u. a. mit der Behauptung,
so lobenswert gelassen wie die französische, so hitzig
und herabsetzend sei die deutsche Presse in den
Auslassungen über die Marokkoangelegenheit gewesen.
Nicht man einige besonnene Pariser Organe, wie
„Temps“, „Figaro“, „Journal des Debats“, ab, so
ist ungehörig das Gegenteil von dem richtig, was
die „Tribuna“ sagt. Doch es hat für uns weiter
keinen Zweck, sich bei all dem ungeriatigen Zeug
aufzuhalten. Nur die Frage möchte interessieren, ob
die „Tribuna“ bei ihrem Hergeiz sich etwa
auf die italienische Regierung beziehen könnte; und
wir halten es einfach für selbstverständlich, daß diese
Frage zu verneinen ist. In der römischen Consulta
dürfte man ausreichend genau über die deutschen
Absichten unterrichtet sein, um uns keine anderen
als völlig loyalen Ziele zuzutrauen. Bei der „Tri-
buna“ werden daher anderwärts Einflüsse im Spiele
sein, und daß diese englische sind, deutet die hervor-
gehobene Übereinstimmung zwischen dem römischen
Blatte und englischen Zeitungen genugsam an.
Vielleicht aber ist es doch auf einen Wunsch der
Consulta zurückzuführen, wenn die „Tribuna“ in
einem späteren Aufsatz einseitig und über die
deutsche Marokkopolitik ein verurteilendes Urteil
abgegeben hat. Wir nehmen hieron im Hinblick
auf das deutsch-italienische Bundesverhältnis gern
Notiz.

Der Stand der zwischen Deutschland und Frank-
reich gepflegten Unterhandlungen über die Marokko-
angelegenheit ist beim Abschluß unserer Wochenüber-
sicht der, daß die Verständigung als erreicht gelten
darf, indem Frankreich seine Teilnahme an der
Marokkokonferenz zugesagt, daß aber noch einige
formale Hindernisse zu überwinden sind, bis der en-
dliche Wortlaut der Schriftstücke festgelegt werden

kann, die das Abkommen enthalten und offiziell
veröffentlicht werden sollen. Die letzte Unterredung
zwischen dem Ministerpräsidenten Rouvier und dem
Botschafter Fürsten Radolin fand am Donnerstag
statt und betraf, nach einer Mitteilung der „Agence
Havas“, die endgültige Form, die den Mitteilungen
gegeben werden soll, die zu der Zeit ausgetauscht
werden, wo Frankreich seinen Beitritt zu der maro-
kanischen Konferenz vollziehen wird. Eine neue
Unterredung der beiden genannten Staatsmänner
war für den heutigen Sonnabend angehängt. Wir
dürfen sonach, da das endgültige Einverständnis
zwischen Berlin und Paris wohl kaum noch zweifel-
haft erscheint, von einem Erlolge der Beharrlichkeit
sprechen, mit der Deutschland seinen klaren Rechts-
standpunkt verfolgt hat und man wird es
deutscherseits mit Genugtuung begrüßen, daß in
Frankreich die bessere Erkenntnis von den Aufgaben
und Zielen der französischen Politik den Sieg davon-
getragen hat. Das Bewußtsein von der Notwendigkeit,
auf einem als verfehlt erkannten Wege umzukehren,
bedeutet aber noch nicht das Eingeständnis einer
Niederlage. Dies sollten sich einige Pariser Zeitungen
klar machen, die in offenbarem Ärger über das Ent-
gegenkommen Frankreichs gegenüber der deutschen
Auffassung nochmals die angeblich vorhandene ge-
wessene Kriegsgefahr hervorholten und darob nach-
träglich wütende Angriffe gegen Deutschland richteten.
Solcher an der Lage der Dinge nichts ändernde
Tropfen wird bei allen Unbefangenen einer
sinnlichen Wirkung nicht ermangeln.

Der Erlaß des Reichskanzlers Fürsten
v. Bülow an den Deutschen Botschafter in Paris,
den Sozialistenführer Jaurès zu ersuchen, daß
dieser die von ihm geplante Reise nach Berlin
unterlasse, hat natürlich bewirkt, daß Hr. Jaurès
seine Fahrt in die deutsche Reichshauptstadt auf-
gibt, wodurch die Rede, die er in einer sozial-
demokratischen Versammlung zu Götter der deutschen
„Genossen“ bringen wollte, der aufstrebenden Welt
zunächst vorenthalten bleibt, es sei denn, daß der
„Vorwärts“ in einigen Tagen diese Rundgebung
veröffentlichen sollte. Begreiflicherweise wird die
Nachfrage des Fürsten Bülow in allen Blättern
besprochen und daran auch wohl in der gemäßigteren
Presse die Bemerkung geknüpft, man hätte Hr.
Jaurès getrost in Berlin sprechen lassen sollen; erst
das Verbot dieser sozialdemokratischen Veranstaltung
leihe der ganzen Sache ein Relief, die ihr nicht
zukomme. Wir teilen diese Meinung durchaus nicht.
Handelte es sich doch, wie aus der Darlegung des
Kanzlers deutlich hervorgeht, nicht sowohl darum,
den Politiker Jaurès an einer oratorischen Leistung
zu hindern, die gewiß mancherlei Zutreffendes über
die internationale Lage enthalten hätte, als vielmehr
darum, der Sozialdemokratie die Möglichkeit zu
Demonstrationen abzuschneiden, die auf das Gebiet
der auswärtigen Politik hinübergegriffen hätten und
so die staatsfeindlichen Bestrebungen (der Sozial-
demokratie) gegen die nationalen Interessen“ zu
fördern geeignet gewesen wären. Wesen man sich
in dieser Richtung von der blinden Hetze der
Sozialdemokratie zu versehen hat, ergab sich unter
anderem aus einem kürzlich veröffentlichten Aufruf
des sozialdemokratischen Parteivorstands „zur schä-
ndlichen und sofortigen Sammlung von Geldmitteln
zur Unterstützung des russischen und polnischen
Proletariats in seinem Kampfe zum Sturze des
russischen Despotismus“. Ähnliche Töne zur Störung
der Beziehungen Deutschlands zu anderen Mächten
und zur Schädigung des deutschen Ansehens dem
Auslande gegenüber wären vermuthlich auf einem

Kunst und Wissenschaft.

Emil Pechel.

Sein Leben und sein Werk.
Der vergangene Donnerstag hat den verdienten
Direktor des Römischen Museums, den Hofrat Dr. Emil
Pechel, in vollster körperlicher Kräftigkeit und geistiger
Reife 70 Jahre alt werden und ihn damit an die
Schwelle des hundertsten Alters treten lassen. Das
im Sinne des Schriftstellers war und ist sein Leben
ein gelebtes, denn es war Mühe und Arbeit. Mühe
und Arbeit, der Geduld der Erfolg nicht schied. Das
„Dresdner Journal“, das den Jubilar seit Jahrzehnten
zu seinem Mitarbeiter und Freunde zählt, hat bereits
am Donnerstag des selbigen Tages, den Hr. Hofrat
Pechel begehen konnte, gedacht, und es hat seinen Lesern
versprochen, den Jubiläumswort ein ausführlicheres
Bild über sein Leben und seine Lebensarbeit folgen zu
lassen.
Dr. Pechel ist Dresdner Kind. Er wurde hier am
6. Juli 1835 als Sohn des Römischen Museums Pechel
geboren, genoss eine tüchtige Erziehung und widmete sich
nach absolvirtem Gymnasium dem Studium der neueren
Sprachen und Literatur. Im Jahre 1855 begab sich
Pechel nach England und Nordamerika (er war unter
anderem Schüler Goethe's in Oxford und C. W. Wright
in New York), um dort an den Quellen sich zu seinem
künftigen Beruf, dem des Gymnasiallehrers, praktisch
vorzubereiten und weiterzubilden. Als fertiger Kenner
der englischen Sprache und hervorragender Kenner aber
englischer Literatur kehrte Pechel nach mehrjähriger Auf-
enthalt in den oben genannten Ländern in sein Vaterland
zurück, promovierte zum Doktor der Philosophie und
trat danach als englischer Sprachlehrer in das Lehr-

kollegium der Realschule I. Klasse (Realgymnasium) zu
Dresden-Nußtadt ein.
Schon in dieser Zeit, die in den Anfang der sechziger
Jahre fällt, begann Pechel seine dem Akademiker Theodor
Körner gewidmete Sammlertätigkeit, die sich auf alle in
Franken kommenden Gebiete, historische, literarische und
künstlerische Erinnerungszeichen, erstreckte. Waren auch die
Worte, die Pechel für die Erwerbung von Körnerreliquien zu
Gebote fanden, keine neuen, so war sein Samm-
lungsgeiz um so größer; Pechel's Sammlertätigkeit ist
ein berechnetes Zeugnis dafür, zu welcher eminenten Erfolge
die Kräfte eines einzelnen führen können, wenn Hin-
gabe an sein Werk, Unermüdbarkeit und Opferwilligkeit
ihn befehlen.
Daß Pechel zu gleicher Zeit seine Feder in den
Dienst Theodor Körners stellte, daß er, so überall sich
ihm Gelegenheiten boten, dem Akademiker dieses größten
unter den Dichtern der Freiheitskriege nütze, bezog
nicht der näheren Berücksichtigung; wohl aber sei mit
Dank für den verdienstvollen Mann daran erinnert, daß
er, als im Jahre 1863 Albrecht's Land in feierlichen Akten
beging, es war, der zuerst den Gedanken an die Er-
richtung eines Denkmals für den deutschen Tapferen aus-
sprach und mit einem Eifer sondergleichen in die Waffen
des Volkes hinaustrat und die für seine herrliche Idee
begehrte. Er allein war es, der die Dresdner Gedächtnis-
feier des Jahres 1863 ins Werk setzte und durch die
beinahe alle Mittel zusammenbrachte, die für die Denk-
malerrichtung konnten waren. Am 18. Oktober 1871
formte das allen Dresdnern bekannte Körnerdenkmal auf
dem Stadtplatz vor der Kreuzkirche feierlich enthüllt und
dem Stadt Dresden in Pflege gegeben werden.
Inzwischen war Pechel unablässig weiter bemüht,
seine Sammlung von Körnerreliquien und Erinnerungs-
zeichen an die Zeit der Freiheitskriege zu bereichern,

und das gelang ihm mit dem Erfolge, daß er daran
denken konnte, sie in einen Körnermuseum zusammen-
zufassen. Mit großen Opfern und nach Überwindung
zahlloser Hindernisse und Schwierigkeiten war er Oftern
1875 imstande, in demselben Hause, wo Körner am
23. September 1791 geboren wurde, sein Museum der
Öffentlichkeit zu übergeben. Seitdem sind 30 Jahre
vergangen; zehn Jahre lang, nachdem es eröffnet war,
bis 1885, war Pechel noch Besitzer der in diesem
Museum aufbewahrten Schätze, dann übernahm diese
Stadt Dresden und löste ihres Sammlers kostbare
Mühe um die Zusammentragung alles dessen, was an
Körner und seine Zeit erinnert, durch die Befragung
Pechel's als Direktor seines Museums. In dieser
Übung, welche die Stadt Dresden dem verdienten Ge-
lehrten bereitete, gestellten sich im Laufe der Jahre
männigfache Auszeichnungen deutscher Fürsten; der
verewigte Kaiser Wilhelm I., der hochselige König Albert
und andere deutsche Souveräne verliehen Dr. Pechel
hohe Ordensauszeichnungen, und König Albert ernannte
ihn im Jahre 1890 zum Königl. Sächsischen Hofrath.
Von den Schriften, die Hofrat Pechel im Laufe
der Jahre verfaßt und herausgegeben hat, stehen natu-
gemäß die über Körner in erster Linie; es sind drei,
und zwar eine Körnerbibliographie (Leipzig 1891,
63 S.), Theodor Körner's Tagebuch und Kriegs-
lieder (Leipzig i. J. 1893, 107 S.) und in Verbindung
mit Dr. Eugen Willenow Theodor Körner und
die Seinen (Leipzig 1898, zwei starke Bände). Weiter
dieser Schriften gab Hofrat Pechel mehrere sprachwissen-
schaftliche Arbeiten heraus, die bei den Fachgelehrten
noch heute in hohem Ansehen stehen.
Wie verdienstvoll aber immer auch diese Schriften sein
mögen, wie schätzenswert seine Beiträge zur Körner-
literatur sind, als die Arbeiten, zu welcher der beherrschende
Antheil, den er an der Errichtung unseres Körnerdenkmal

Die Schwarz-Weiß-Ausstellung im Sächsischen Kunstverein.

Den Weigen der Berliner eröffnet am der rechten
Hand des großen Hauptsaals Ernst Moritz Geiger,
der sich bald in Charlottenburg, bald in Potsdam aufzu-
halten pflegt und wie Klinger sonst als Habitué
wie als Bildhauer großen Rufes genießt. Er hat sich
in den letzten Jahren in dieser seiner ersten Eigenschaft
stellen oder gar nicht an deutschen Ausstellungen betheiligt
und soviel wir wissen, überhaupt seit längerer Zeit nichts
von großartigen Arbeiten veröffentlicht. Auch seine in
die Ausstellung aufgenommenen, dreißig gemalten und
ungeheim fünfzig wirkenden Tierstücke, die „Affen-
disputation“, die „Wägenruhe“, die „Clefantentafel“
und der „Marabu“ dürften ihrer Entstehung nach
wenigstens weit zurückliegen; da sie aber in weiteren
Reifen nicht sehr bekannt geworden sind, kann
man nichts dagegen haben, daß wir auf diese Weise
nieder daran erinnert werden, einen wie ausgezeichneten
Graziehaber wir Deutschen in diesem Künstler besitzen,
der übrigens in seiner schönen Ansicht des Schlosses Chillon
an Genfer See mit dem Blick ins Montal geizig hat,
daß er sich auch auf die Landschaftsbildung verließ.
Die zuerst am meisten genannte und von der Kritik
wohl zu Recht verhängelte Lieblingszeichnung des